

Gerda Nüberlin

Wege und Holzwege der Genderforschung

Ein aktueller Überblick

Was bewegt die aktuelle Genderforschung? Nach Jahrzehnten des Engagements der neuen Frauenbewegung ist die Geschlechterforschung institutionell und personell stabilisiert. Wie und wozu nutzt sie die Überwindung ihres Nischendaseins? Worin bestehen ihre Fragestellungen, ihre Forschungsergebnisse und Entwicklungsperspektiven? Was trägt sie zur Analyse der fortbestehenden geschlechtsspezifischen Belastungen von Lebenslagen und Lebensführungsoptionen von Frauen bei?

Geschlechterforschung liefert die Grundlagen für das, was »Gender Mainstreaming« als Strategie in die Praxis umzusetzen hat, und insofern auch Grundlagen zur Qualifizierung der Erwachsenenbildung. Der nachfolgende Blick auf den Diskussionsstand zeigt, dass die Gender-Studies gut vorankommen, nennt aber auch die Schwachstellen in der herrschaftskritischen Erforschung der nach wie vor prekären Lebenslagen der meisten Frauen in den nach wie vor androzentratisch geprägten Hierarchien der bürgerlichen Gesellschaft.

Herkunft und emanzipativer Anspruch

Die historisch-politische Traditionslinie der Geschlechterforschung als *Frauenforschung* verdankt sich der ersten Frauenbewegung. Diese forderte Frauenbildung und Frauenteilhabe am gesellschaftlichen Erwerbs- und Kulturleben. Schon der Allgemeine Deutsche Frauenverein von 1865 hatte die frauenpolitischen Ziele, »die erhöhte Bildung des weiblichen Geschlechts und die Befreiung der weiblichen Arbeit von allen Hindernissen« zu erreichen. Wichtig zur Einordnung dieser Forderung ist der Hinweis von Rosemarie Nave-Herz, dass das damals geforderte »Recht auf Arbeit« nicht etwa die Ausdehnung der Arbeit der Fabrik-Arbeiterinnen oder Dienstmädchen (von Bäuerinnen offenbar ganz zu schweigen) auf alle Frauen im Auge hatte. Die Forderung zielte vielmehr unausgesprochen auf schön- und höhergeistige Erwerbstätigkeit von Frauen und Töchtern der Mittel- und Oberschicht.¹ Die Forderungen nach Mädchen- und Frauenbildung sowie nach entsprechenden Berufszugängen mündeten unter Helene Langes Einfluss auf die Frauenbewegung für viele Jahrzehnte in verschiedenen Formen der »geistigen Mütterlichkeit«. Eine Verbesserung der Lebensbedingungen der Arbeiterinnen betonte eher die sozialistische Frauenbewegung², ohne

die Relevanz der Bildungsfrage dafür zu verkennen.

Die zweite (deutsche) Frauenbewegung aus dem Umfeld der 68er Studentenbewegung nahm den Kampf gegen die weibliche Bildungsbenachteiligung und die damit angebahnte berufliche und private Unterordnung von Frauen wieder auf. *Frauenbildung* wurde offensiv als wichtiges Element der *Frauenbefreiung* verstanden und gefordert.³ Engagierte Feministinnen übten dazu Kritik an Ansätzen, Ergebnissen und »blinden Flecken« der vorherrschenden Wissenschaften sowie am weitgehenden Ausschluss der Frauen vom Wissenschaftsbetrieb und den akademischen Berufen. Sie dechiffrierten den »männlichen Blick« in fast allen Wissenschaften sowie die Rituale der Stellenbesetzung.⁴ Das bildungspolitische Engagement von Frauen beinhaltete theoretische Ideologiekritik an den patriarchalen Denkmustern und in praktischer Hinsicht Forderungen nach Gleichstellung und Berücksichtigung der Lebenssituation von Frauen.⁵ In den folgenden Jahrzehnten entwickelten und erstritten engagierte Frauen gegen männliche Widerstände, aber auch in Auseinandersetzungen untereinander, »feministische Paradigmata«. Den verschiedenen Linien des Feminismus entsprechen nach Hannelore Faulstich-Wieland⁶ unterschiedliche theoretische Perspektiven auf die Entstehung und Lage der Geschlechterverhältnisse:

Der bürgerlich-liberale Feminismus fokussiert Frauenrechte als Menschenrechte. Er kämpft für individuelle Wahlmöglichkeiten von Frauen.

Die sozialistische Spielart des Femi-



Prof. Dr. phil. Gerda Nüberlin ist Diplom-Sozialarbeiterin, Diplom-Pädagogin und systemische Therapeutin. Sie lehrt als Professorin am Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Wiesbaden unter anderem zu »Gender in der Sozialen Arbeit«.

nismus fokussiert das Geschlecht als Strukturkategorie der sozialen Ungleichheit in Kapitalismus und Patriarchat.

Der aus autonomer Frauenbewegung und Selbsterfahrungsgruppen erwachsene *radikal-autonome Feminismus* mit dem Motto »Das Private ist politisch« insistiert auf der Andersartigkeit von Frauen: Differenzfeminismus.

Gemeinsames Anliegen der feministischen Ansätze ist der Abbau der Frauendiskriminierung in der gesellschaftlichen *Geschlechterhierarchie* mit der Vorherrschaft der Männer. Für die aktuelle Situation des theoretischen Feminismus dürfte die Bezeichnung von Sabine Hark noch immer zutreffen, dass er ein »vieltimmiger und heterogener Diskurs« ist⁷. Die vielfach auch von außen, vor allem aus Frankreich und den USA, inspirierten Varianten des deutschen Feminismus produzierten ein wachsendes Spektrum wissenschaftlicher Publikationen. Es gelang die Errichtung von Zentren für Frauen- und Geschlechterforschung mit entsprechenden Stellen, Professuren und wissenschaftlichem Personal an vielen deutschen Hochschulen. Einen Überblick dazu geben die Lehrbücher über Genderstudien von Christina von Braun und Inge Stephan⁸ sowie von Faulstich-Wieland⁹.

Die mittlerweile auf Geschlechterverhältnisse hin geöffnete Fragestellung feministischer Theorien formulieren Stephan/von Braun so: »Geschlechterforschung/Gender-Studien fragen nach der Bedeutung des Geschlechts für Kultur, Gesellschaft und Wissenschaften. Sie setzen keinen festen Begriff von Geschlecht voraus, sondern untersuchen, wie sich ein solcher Begriff in den verschiedenen Zusammenhängen jeweils herstellt bzw. wie er hergestellt wird, welche Bedeutung ihm beigemessen wird und welche Auswirkungen er auf die Verteilung der politischen Macht, die sozialen Strukturen und die Produktion von Wissen, Kultur und Kunst hat.«¹⁰ Hark betont zudem die strukturkritische Dimension der Frauenforschung: »Feministische Theorie zeichnet sich also durch ei-

ne spezifische Erkenntnisperspektive aus: Sie fokussiert in herrschaftskritischer Absicht auf die Verfasstheit von Geschlechterverhältnissen.«¹¹ Ganz elementar genommen, kommt es damit den geschlechtersensiblen Untersuchungen – mit Schwerpunkt auf den Lebenslagen und Lebensführungschancen von Frauen – darauf an, was einerseits unter »Geschlecht« zu verstehen ist. Sodann geht es in herrschaftskritischer Perspektive um Aufklärung des Verhältnisses der Geschlechts-Kategorie zu den gesellschaftlichen Macht- und Sozialstrukturen.

Geschlechterhierarchie aus Geschlechterdifferenz?

Radikal-feministische Ansätze seit den 1980er Jahren bestehen in Beantwortung der Frage, wie die unterlegene Position in der Geschlechterhierarchie zu überwinden ist, in besonderer Weise auf der vorausgesetzten und erlebten Besonderheit des Frauseins, einschließlich Gebärfähigkeit und Mütterlichkeit. Noch im Jahre 2000 kritisierte Wiltrud Gieseke andere feministische Positionen damit, sie würden die Gebärfähigkeit nicht berücksichtigen, obwohl die Benachteiligung von Frauen bei der Vergabe höherer Positionen in der Arbeitswelt auf einen männlichen »Gebärneid« zurückzuführen sei¹². Die von Radikal-Feministinnen entwickelten »Differenzkonzepte« akzentuieren die weiblichen Unterschiede zu Normen und Strukturen des Männlichen. Sie wollen damit das weibliche Selbstbewusstsein stärken.

Die meisten feministischen Konzepte, nicht nur radikal-feministische, haben dabei ihren theoretischen Fokus auf dem *Geschlechterparadigma*. Sie gehen davon aus, dass das Geschlechtliche, egal, ob es eher morphologisch oder als interaktiver Konstruktionsakt verstanden wird, die Grundlage der Geschlechterhierarchie bildet. Sie behaupten ausdrücklich oder als theoretische Unterstellung, dass aus der Differenz der Geschlechter eine Hie-

rarchie der Geschlechter folge oder erwachse. Ein beispielhaftes Zitat: »In unserer Denktradition/-ordnung gerät diese Geschlechter-Differenz unter den Einfluss dichotomisierender binärer Denkstrukturen. Diese begünstigen die Auffassung von ‚Differenz‘ als ‚Unterschied‘ (zwischen Zweien) und bringen so eine hierarchische Geschlechterordnung hervor.«¹³

In einzelnen Schritten gliedert sich der Kerngedanke so: Ausgangspunkt sind *Unterschiede* zwischen Frauen und Männern, die »Geschlechter-Differenz«. Gerät diese Differenz in den Einflussbereich unserer Denkgewohnheiten, die alles in zwei Teile zerlegen, dann »begünstigen« diese Denkgewohnheiten eine bestimmte »Auffassung« von der Geschlechter-Differenz, nämlich als »Unterschied«. Die mit dem Wort »so« formell gekennzeichnete Schlussfolgerung ist die, dass die bloße *Vorstellung* über die Unterschiede der zwei Geschlechter eine *praktische Rangordnung* unter ihnen »hervorbringe«.

In dieser Herleitung stecken Ungeheimheiten. Welche der beiden Seiten der Geschlechter-Differenz innerhalb der »hervorgebrachten« Hierarchie die ranghöhere ist, lässt sich aus der Logik der Darstellung nicht erschließen. Dass die Männer in der Hierarchie über den Frauen stehen, ist zwar ein bekanntes *Faktum*. Aus der logischen Gleichwertigkeit der beiden Unterbegriffe des Oberbegriffs Geschlecht selbst folgt das nicht. Wie die unterschiedliche Gewichtung der beiden Unterbegriffe aus einem »binären« Denken folgen soll, ist ebenfalls nicht ersichtlich. Selbst wenn ein binäres Denken zu der Auffassung gelangte, dass zwischen Frauen und Männern erhebliche Unterschiede bestehen, folgt daraus noch nicht, dass die Männer die Frauen beherrschen. Was hier fehlt, ist ein sachbezogenes Argument, wie und weshalb aus Geschlechts-*Unterschieden* eine *Über- und Unterordnung* der Geschlechter folgen soll. Das bloße Deuten auf die bekannte Geschlechterhierarchie ersetzt keine *Begründung*, weshalb die Herrschaft des einen Geschlechts

über das andere ausgerechnet aus dem Geschlechtlichen folgen soll. Auch die mit Denk-»Tradition« angedeutete Untermauerung, das sei schon immer so, ist keine Begründung. Soll das heißen, man könnte sich das Geschlechterverhältnis mit offeneren Denkstrukturen harmonischer vorstellen – und schon wäre es harmonisiert? Im Geiste mag das gehen, aber in der Praxis?

Ich möchte den Schluss von der Geschlechterdifferenz auf die Geschlechterhierarchie einen *feministischen Kurzschluss* nennen, der dem feministischen Anliegen theoretisch wie praktisch wenig genützt und eher geschadet hat. Eine falsche Konsequenz aus der falschen Identifikation ist dann wieder folgerichtig: Sie besteht in *Männer-Feindschaft*. Zur Überwindung dieser radikal-feministischen Position wurde im feministischen Diskurs unter anderem die Neutralisierung des *Geschlechtsunterschiedes* postuliert. Zur Überwindung der Geschlechterhierarchie stellte Carol Hagemann-White in den 1980er Jahren mit ihrer »Null-Hypothese« die Grundlagen der »Zweigeschlechtlichkeit« überhaupt infrage.¹⁴ Aktuell entspricht dem in etwa das dekonstruktivistische »de-gendering«, das Entkleiden von Geschlechtlichem. Eine andere Folge des Kurzschlusses ist die endlose Enttäuschung darüber, dass eine Zurückdrängung der *männlichen* Einflüsse die damit gleichgesetzte *Hierarchie* in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen gar nicht aufhebt.

Die US-amerikanische feministische Wissenschaftlerin Judith Butler setzt mit ihrer wegweisenden Studie »Gender Trouble«¹⁵ ebenfalls an der Geschlechtsursächlichkeit der sozialen Hierarchisierung an. Mit ihrer Kritik des damaligen feministischen Diskurses war sie zugleich eine Mitbegründerin der neuen »Disziplin« der Geschlechterstudien bzw. Gender Studies. In ihrer Auseinandersetzung mit dem damals vorherrschenden Essentialismus unterschied Butler zwischen dem biologischen Geschlecht (*sex*) und dem kulturellen Geschlecht (*gender*). Gender bezeichnet die Ausformungen von Geschlechtlichkeit, wie sie in einer

bestimmten kulturellen Formation zu einem bestimmten Zeitpunkt »konstruiert« werden. Da zudem die Bedeutung des biologischen Geschlechts über das kulturelle Geschlecht zugänglich werde, würde letztlich sogar das biologische Geschlecht zu einem instabilen Konstrukt. Damit dechiffriert Butler die Geschlechterrollen insgesamt als Produkte bestimmter Machtdiskurse. Ihr ideologiekritisches Anliegen ist die Freilegung von Selbstverständlichkeiten der Identitäten als »Frau« oder »Mann«, um daraus Chancen für einen Neuanfang im Geschlechterdiskurs zu gewinnen. – Bei allem Respekt für die aufklärerischen Impulse von Butler komme ich hier doch zu dem Ergebnis, dass ihre Diskurskritik im Kern um das genderzentrierte Paradigma der zwischenmenschlichen Beherrschungsverhältnisse kreist. Eine makro-gesellschaftliche Argumentationsebene ist für mich nicht zu erkennen.

Das erklärte Anliegen der ebenfalls aus den USA stammenden Queer-Theorie ist die radikale Infragestellung der Normalität von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität. Die »quer« zu den gültigen Normen liegende Theorie besteht darin, die internalisierte Selbstverständlichkeit (»doxa«), Zwangsläufigkeit und die Zwanghaftigkeit der gewohnten geschlechtlichen Lebensformen abzubauen oder zu lockern, um so Freiräume zu schaffen für neuartige Geschlechtsüberschreitungen wie Homosexualität, Bisexualität, Asexualität, Transsexualität oder Travestie.¹⁶ Die aktuelle feministische Theorieentwicklung über die geschlechtsbasierte Binarität unserer gesamten Alltags- und Wissenschaftslogik führt mittlerweile in Diskurse auf zunehmend abstraktem Niveau. Es verwundert nicht, dass zunehmend kultur- oder sprachwissenschaftliche¹⁷ oder methodologische Perspektiven ausgeleuchtet werden.¹⁸ »Men's feminism«¹⁹ oder »gender-free«²⁰ sind ultimative Konzepte oder vielleicht nur Postulate. Aber auch diese neue Theorieentwicklung bleibt den Geschlechtskategorien verhaftet, so dass sie die Problemlösungen hauptsächlich im Geschlechtlichen selbst unterstellen und deshalb stets daran

weiterdenken.

Die Annahme, dass die Geschlechterhierarchie im Geschlechterparadigma begründet und folglich darin zu überwinden ist, liegt auch dem feministischen Postulat der *Geschlechterdemokratie* zu Grunde: »Ziel bleibt Geschlechterdemokratie.«²¹ Die geschlechterdemokratische Forderung beruht auf der Annahme, dass die Herrschaft der Männer über die Frauen dann überwindbar ist, wenn die männerdominierte Struktur der staatlichen Demokratie durch gleichberechtigte und chancengleiche Teilhabe auch der Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts verändert wird. Die Demokratisierungsforderung, die auf Gleichberechtigung und Chancengleichheit setzt, ist aber in einem *Paradox* befangen.²² Der Ausgangspunkt der Frauen ist ihre Sonderstellung. Soweit Frauen sich gegenüber den Männern in einer Schlechterstellung, Unterrepräsentanz und Exklusion befinden, wäre die passende Forderung zur Überwindung ihrer Benachteiligung die Frauenförderung, also ihre ungleiche Besserbehandlung, nicht aber die mit der »Geschlechterdemokratie« geforderte Gleichbehandlung mit den stärker positionierten Männern. Gleichberechtigung und Gleichbehandlung von sozial ungleich Gestellten führt nämlich automatisch zum Vorteil der stärker Positionierten. Mit dieser Bevorzugung der Frauen wird aber zugleich die Differenz im Geschlechterverhältnis fortgeschrieben. Mit der Gleichbehandlung hingegen kommen die Frauen nicht voran. Darin besteht die Paradoxie des Postulats der Genderdemokratie. Das genderdemokratische Postulat scheint ferner davon auszugehen, dass Frauen immer frauenfreundliche Positionen vertreten und Männer qua Mann-Sein tendenziell frauenfeindlich oder frauenignorant eingestellt sind. Weiterhin: Selbst wenn es so wäre, dass Frauen in den oberen Positionen aller politisch und gesellschaftlich relevanten Bereiche paritätisch repräsentiert wären, wäre die gesellschaftliche Marginalisierung aller Frauen in den unteren Positionen der gesellschaftlichen Hierarchie keineswegs über-

wunden. Wegen dieses Defizits wird im US-amerikanischen Feminismus die Einbeziehung der Kategorien von »race« und »class« gefordert.²³ Die Vorstellung, dass die Geschlechterhierarchie durch weibliche Mitwirkung an ihr keine gesellschaftliche Hierarchie mehr sei, klingt verführerisch, schlüssig ist sie nicht.

Den hier erwähnten feministischen Varianten, das Geschlechtliche als ursächlich für praktizierte Frauendiskriminierungen zu postulieren, möchte ich den analytischen Unterschied von Oberflächenphänomenen und ihrer Tiefenstruktur entgegenhalten. Ich verbinde damit die sozial-konstruktivistische These, dass die *Ausgestaltungen* von Geschlecht und Geschlechtsrolle nicht nur keine Naturgegebenheiten sind und auch nicht nur gesellschaftlich-historisch vorgefasste Rollenklischees, sondern vor allem *gesellschaftsstrukturell* vermittelte Ausprägungen bestimmter Sozialcharaktere sind. Diese sozio-ökonomischen Ausprägungen schlagen sich am Geschlecht nieder, haben in ihm aber gerade nicht ihren Grund. Meine These ist nicht neu im feministischen Diskurs. Sie wird aber oft nicht oder nicht angemessen festgehalten und gewichtet.²⁴

Die bisher genannten geschlechtertheoretischen Argumentationslinien unterschätzen häufig die sozio-ökonomischen *Grundlagen* der Geschlechterhierarchie. Diese Grundlagen bestehen m. E. in der gesellschaftlichen Dominanzstruktur moderner, globalisierter Marktwirtschaften, und das ist nun einmal nicht die Privatarbeit oder die soziale Freiwilligenarbeit im Non-Profit-Sektor, sondern das Erwerbsleben. Für eine Sozialstrukturanalyse entscheidend ist dabei, dass die Erwerbswirtschaft streng hierarchisch strukturiert ist. Die Entgelthierarchie spiegelt die Hierarchie der rentablen Arbeitsplätze wider. Der Maßstab für Positionierungen im Profit-Sektor ist die Einpassung in die Lohn- und Gehaltshierarchie. Das globalisierte Rentabilitätskriterium wiederum führt für *alle* Beschäftigten zu wachsenden Leistungsanforderungen. Es führt für immer mehr Beschäftigte, vor allem für

Frauen und Menschen mit Migrationshintergrund *beider* Geschlechter, zu einer reell absinkenden und nach unten geöffneten Lohnskala. Hier ist Faulstich-Wieland zuzustimmen, wenn sie festhält: In sozialen Ungleichheitslagen ist »das Geschlecht nur ein Merkmal, andere Klassifizierungen wie Klasse und Ethnie bestimmen ebenfalls die soziale Lage. Zwischen Frauen unterschiedlicher Klassen können deshalb mehr Differenzen liegen als zwischen Frauen und Männern der gleichen Klasse.«²⁵

Die geschlechtsübergreifenden sozio-ökonomischen Hierarchien stellen an *alle* Menschen, die in sie eingebunden sind, hohe persönliche Leistungsanforderungen. Zugleich versagen diese Hierarchien vielen, wenn nicht den meisten Erwerbstätigen ausreichende gesellschaftliche Teilhabemittel (Entgelthöhe und -sicherheit, arbeitsfreie Zeiträume, überhaupt erwerbstätig sein zu können etc.). Das ist eine typische Ziel-Mittel-Diskrepanz, die Robert Merton wegweisend als anomische Situation analysiert hat.²⁶ Hier besteht der anomische Druck darin, dass die Leistungsanforderungen des ökonomischen Systems im gesellschaftlichen Maßstab nicht von allen erfüllbar sind. Geraten Menschen unter diesen Anomiedruck, reagieren sie mit Bewältigungshandeln. Kompensationssphären dieser »ungeregelten«, anomischen Überforderungen sind das Erwerbsleben selbst, ferner der staatliche, der gesellschaftliche und vor allem der private Bereich. Im Erwerbsleben greifen Regulationsmechanismen wie Variabilität im Einsatz des Arbeitskräftepotenzials, der Entgeltstrukturen und Segregationskriterien. Individuelles und privates Bewältigungshandeln trägt die Hauptlast aus den vielfältigen arbeitsweltlichen Überforderungen. Dass ihre Bewältigung Privatsache ist, darauf verweisen sozialmoralische und institutionalisierte Regeln, Konventionen und Traditionen. Die privat-persönliche Bewältigung ist vor allem angewiesen auf kostenlose und insofern aufopferungsvolle private Reproduktionshilfe. Das ist das sozio-ökonomisch vorge-

gebene, unpersönliche Anforderungsprofil.

Strukturell ist offen, wer diese Funktion wie erfüllt, die auch die intergenerationale Ebene wie Kinder und Großeltern umfasst. Nur müssen sich die benötigten Funktionsträger der privaten Kompensationsarbeit erst einmal finden und zu dieser unentgeltlichen Sonderleistung veranlasst sehen. Dass diese Reproduktionsaufgabe auch noch als persönliche Sinnerfüllung gedeutet werden kann, will plausibel gemacht sein. Da die Übernahme dieser Aufgabe die persönliche Entwicklung eher *einschränkt*, ist Sozialisationsdruck erforderlich. An dieser Stelle greifen die historisch überkommenen Lösungsmuster. Grundlagen für diesen Prozess des quasi schicksalhaften Einrangierens in Reproduktionsdienste legt die familiäre Lebenslage. Eine öffentliche Institution, die nachhaltige Vorarbeiten leistet, ist die schulische Notenhierarchie mit ihrer quasi-natürlichen Leistungs- und Begabungsauslese.²⁷ Eine andere Dimension ist die durch vielfältige staatliche, gesellschaftliche, kulturelle und sozialmoralische Systeme gestützte soziale Konstruktion und Selbstkonstruktion der Geschlechtsrolle.

Sozial-konstruktive Genderanalysen

Im Folgenden gehe ich der Frage nach, inwieweit die aktuellen Fragestellungen der Geschlechterforschung weiterführend oder anschlussfähig sind an die eben genannte Arbeitshypothese, dass die Grundlage der Geschlechterhierarchie in der arbeitsweltlichen Leistungs- und Entgelthierarchie und ihrem privaten Kompensationsbedarf liegt. Bestimmte Ansätze der Genderforschung tragen hierzu viel bei. Mit den in den letzten zwei Jahrzehnten ausdifferenzierten Instrumentarien der sozial-konstruktiven Genderanalyse lässt sich »die Suche nach den Mechanismen, die zur Produktion und Reproduktion von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen führen«²⁸, bewältigen. Ich knüpfe an den Vorschlag von Faulstich-Wieland an, die in ihrer »Einführung in Genderstudien« aus-

drücklich für die Wiederbelebung einer *Theorie der Geschlechtersozialisation* aus einem sozial-konstruktivistischen Verständnis wirbt²⁹. Auch Wetterer³⁰ fordert in Anknüpfung an Eving Goffmann, die sozialen Strukturen in die Geschlechteranalyse einzubeziehen. Dies tut in Abkehr von ihren früheren Positionen auch Hagemann-White³¹. Das Hauptanliegen moderner Sozialisierungstheorien ist keineswegs eine einseitige Anpassungsorientierung, wie ihnen noch in den 1990er Jahren entgegengehalten wurde. Sozialisierungstheorien analysieren vielmehr das komplexe Geschehen der individuellen Entwicklung im Spannungsfeld gesellschaftlicher Strukturvorgaben. Sie verstehen das Subjekt dabei nicht als »Opfer« seiner Sozialisation. Die Menschen gelten ihnen als fähig, aktiv-gestaltenden Einfluss auf ihre Lebens- und Lernprozesse zu nehmen und insofern auf sich und die Umwelt einzuwirken³². Im Hinblick auf die Subjektseite entwickelte Klaus Hurrelmann das sozialisationstheoretische »Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts«³³.

Diesem Subjektverständnis widerspricht nicht, die gesellschaftlichen Strukturvorgaben als Zwangsvorgaben aufzufassen bis hin zu struktureller Gewalt nach Galtung, mit der die Subjekte in ihrem Leben zurechtkommen müssen – und wollen. Indem die Subjekte die Strukturen als persönliche Herausforderung annehmen, bilden sie sich selbst als »Sozial-Charaktere« heraus. Dieses aktive Wechselverhältnis von Struktur und Subjekt beschreibt Bourdieu mit seiner Habitus-Kategorie. Damit meint er die kreative innere Verarbeitung von Anforderungen aus dem gesellschaftlichen System. Er nennt es »Nötigungen durch Systematizität«³⁴. Goffmann spricht von der »institutionellen Reflexivität«³⁵. Er versteht darunter Effekte gesellschaftlicher Institutionen, die zu überdauernden Zuschreibungen (auch) von (Geschlechts-)Eigenschaften führen, die sowohl als Entlastung als auch als Schranke eines inter-aktionellen »doing gender« wirken. Diese Betätigung der Geschlechterrolle führe zu Verfestigungen in »Ge-

nderism«, in geschlechtsspezifischen Subkulturen³⁶. Solche Ansätze über die sozialstrukturell induzierte Persönlichkeitsbildung versprechen unter Gender-Aspekten Erkenntnisgewinn. Es gibt auf dieser Basis bereits aufschlussreiche Forschungsbeiträge, etwa die Arbeit von Wetterer: »Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion«³⁷. Auch Schaffner kommt zu dem Ergebnis, dass die »Praktiken der Konstruktion von Weiblichkeit bzw. Männlichkeit und des Geschlechterverhältnisses je nach Zugehörigkeit zu einer Klasse differieren«, ohne dass damit allerdings die hegemoniale Männlichkeit überwunden wäre.³⁸ Stefan Hirschauer hat die alltägliche Übernahme von Geschlechtsrollen mit seinen Überlegungen zur scheinbar banalen Alltagsroutine der Geschlechtsrollenübernahme als »embodied practice« erforscht. Er untersucht dazu die Übernahme und Verinnerlichung von regional, ethnisch oder sozialmilieu-bedingten Gebräuchen.³⁹ Das Spektrum der Jugendkulturtheorien⁴⁰ sowie der anomietheoretischen Ansätze lässt sich hier zur Analyse von Genderfragen im Rahmen von sozial-konstruktivistischer Sozialisationsforschung fruchtbar machen. Bourdieu fragt, worin denn die »Kategorien der Wahrnehmung« bestehen, »die uns dazu bringen, dass wir bei der Perpetuierung der bestehenden Gesellschaftsordnung mitspielen.«⁴¹ Bezogen auf den Geschlechter-Diskurs, geht es um die Entschlüsselung von subjektiven Strategien oder alltagsintegrierten Praktiken, die zur quasinatürlichen und selbstverständlichen Übernahme und Akzeptanz von Geschlechtsrollen-Mustern führen. Die Fragestellung schließt auch die Dechiffrierung von institutionellen Stabilisatoren dieser scheinbar ganz privaten und individuellen Vorgänge ein, und zwar für Geschlechtsrollen *beider* Geschlechter. Robert W. Connell hat diese Fragestellung mit seiner Studie »Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit«⁴² längst eröffnet. Männliche Jugendliche sind angesichts sozio-ökonomischer Veränderungsprozesse in eine Krise ihrer Geschlechtsrollen, ihrer Selbstkon-

zepte und ihrer damit verknüpften Sozialkompetenzen geraten: »Jungen – die neuen Verlierer?«⁴³ Dies ist Gegenstand aufwendiger Untersuchungen⁴⁴ und sozialpädagogischer Interventionsformen für Jungen und Männer⁴⁵. Die Krise des männlichen Rollenverständnisses z. B. in der unhaltbar gewordenen »Alleinernährer«-Position mit krisenhaften Rückwirkungen auf männliche Bildungsbiografien bestätigen die Richtigkeit des sozio-ökonomisch ausgerichteten Ansatzes, dass die Geschlechterverhältnisse mit arbeitsweltlichen Anforderungsprofilen korrelieren.

Auch wenn die männlichen Problemlagen zunehmend ins Blickfeld sozial-konstruktiver Studien geraten, die auch das im Umbruch befindliche männliche Rollenverständnis untersuchen, entkräftet das nicht das Anliegen der ursprünglichen Frauenforschung, analytische Grundlagen für emanzipative Forderungen der Frauen zu schaffen. Die Frage lautet immer noch: Was veranlasst Frauen, ihre Lebensentwürfe und Selbstkonzepte den sozio-ökonomischen Vorgaben anzupassen? Christina Thürmer-Rohr beantwortet die Frage mit dem Begriff ihrer »Mittäterschaft«: »Frauen werden nicht nur unterdrückt, missbraucht und in ein schädigendes System verstrickt, sondern steigen auch eigentätig ein, gewinnen Privilegien, ernten fragwürdige Anerkennung und profitieren von ihren Rollen, sofern sie sie erfüllen.«⁴⁶ Die Pointe der feministischen Perspektive liegt darin, dass Frauen als gesellschaftlich aktive Individuen auch wehrhaft handeln können. Wenn sie die Geschlechterverhältnisse mittragen und aufrechterhalten, können sie sie auch verändern. Wenn die eine Rolle wichtig ist und so viel für ihre Stabilisierung getan wird, hat die umgekehrte Rolle zumindest Chancen, gesellschaftliche Veränderungen einzuleiten oder anzustoßen. Dann käme es darauf an, dass schlüssige sozialstrukturbezogene Theorien ihnen dafür Argumente liefern, sich kritisch gegenüber den sie überfordernden Strukturen zu verhalten, statt ihr Glück auf zweifelhafte Weise in ihnen zu suchen.

Konstruktivistische Selbstverstrickungen

Wenn man dagegen die sozialstrukturelle Ebene aus den feministischen Forschungsansätzen ausklammert und ihre »nötigenden« Effekte abstrakten Figuren wie »dem Diskurs« oder »den traditionellen Zuordnungseffekten« zuschreibt, dann geht der Analyse der praktische Lebensbezug der Geschlechterdilemmata verloren. Dann ist es schnell geschehen, dass man auf Erklärungsmuster des Ewig-Menschlichen oder der Geschlechts-Archetypen zurückgreift oder frei schwebende Gender-Inszenierungen beschreibt. Damit wäre ich bei der anderen Seite des aktuellen Gender-Diskurses angelangt.

Zur Illustration ein Beispiel: Rendtorff eröffnet das »Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung 2005«, das unter dem Schwerpunkt »Geschlechterforschung in der Kritik« steht, mit einem Beitrag über »Strukturprobleme der Geschlechterforschung«. Sie beginnt mit einer Situationsbeschreibung in der Kleinfamilie. Sie schildert die kreatürliche Situation des Kleinkindes, erwähnt die mütterlichen und väterlichen Zuständigkeiten. Als Organisator der Geschlechtsrollen nennt sie den »gesellschaftlichen Diskurs«. Dieser bewirke, dass der privat-familiale Bereich für Erziehung zuständig sei und der öffentliche für Bildung. Durch diese Zweiteilung würden, als sei es »von der Natur diktiert«, Mutter- und Vaterbilder wirksam. Da Erziehung auf die hilflose kreatürliche Seite bezogen sei, erhalte sie einen archetypisch mütterlichen Charakter, was geringe Wertschätzung auch in der professionellen Durchführung zur Folge habe. Der »väterlich-männliche Anteil« dagegen werde »eher an den Bildungsbegriff angebunden« und »durch diese Anbindung mit Charakteristika« wie Selbsttätigkeit oder Freiheit verbunden. Dieser Darstellung bürgerlicher Aufgabenzuschreibung im kindlichen Erziehungsprozess folgt eine recht weitreichende Schlussfolgerung:

»Gesellschaftliche Geschlechterbilder sind, wie wir wissen, als kulturelle Stereotype wesentlich binär organi-

siert um Kreativität und deren Überwindung, um Bezogenheit und Getrenntsein, und als symbolisches System, als Geschlechterordnung bilden sie (...) ein zentrales Strukturmoment jeder menschlichen Gesellschaft. Deshalb müssen wir heute, nach aller historischen Erfahrung und den Erträgen aus dreißig Jahren Forschungen zu Geschlechterverhältnissen, davon ausgehen, dass die Wirkung der Geschlechterordnung zwar zunächst auf der Ebene der geschlechtstypischen Verteilung von Macht, Wertigkeit, Arbeit usw. sichtbar wird, dass aber diese nicht die zentrale Dimension ist, von der aus die Geschlechterordnung ihre persistente Kraft bezieht und von wo aus wir sie folglich analysieren müssen, um sie letztlich auch verändern zu können.«⁴⁷

Das oben umschriebene Verhältnis von sozio-ökonomischen Anforderungen und den individuellen Bewältigungsreaktionen darauf wird hier genau umgekehrt dargestellt: Die vordergründige Verteilung von Macht, Wertigkeit und Arbeit mache lediglich eine dahinter wirkende Struktur »sichtbar«, nämlich die durch ewig-menschliche Kreativität von Kleinkindern gestiftete »Geschlechterordnung« der Mutterrolle und Vaterrolle. Rendtorff ist zuzustimmen, dass es für Veränderungen auf die Analyse des Grund-Folge-Verhältnisses ankommt. Aus ihrer Sicht ergibt sich die »persistente Kraft«, die die Geschlechtsrollen so stabil hält, daraus, dass Mutter und Vater pädagogische Urkategorien von Erziehung und Bildung repräsentieren, die irgendwie in jeder menschlichen Gesellschaft auftreten. Abschließend mahnt sie die feministische Forschung: Wenn wir glauben, das Problem zur Sozialstruktur hin auflösen zu können, sollten wir bedenken, dass unsere eigenen Analyseinstrumente von diesen Archetypen geprägt sind. Wir sind befangen. Deshalb sollten »wir« mit Rendtorff als »ein Strukturproblem der Frauen- und Geschlechterforschung festhalten, dass ihr Gegenstandsbereich wegen seiner, dem rationalen Wissen zumindest teilweise entzogenen, fundierenden Bedeutung für die symbolische Ordnung

der Gesellschaft und der ihm innewohnenden Spannung zwischen historischer Veränderlichkeit und Persistenz der Grundkonstruktion nur schwer zu erfassen ist.«⁴⁸ Kaum aufklärbare, weil rational kaum erreichbare Beharrungsstrukturen im elterlich geprägten Geschlechterverhältnis sollen danach aktuelle »Strukturprobleme der Frauenforschung« sein.

Nicht wenige konstruktivistische Ansätze der Frauenforschung verschließen sich ganz der sozialstrukturellen Dimension. Sie enthalten keine Fragestellungen dazu, sondern bewegen sich ganz im Mikrobereich individueller Verhaltensmuster, die sie in interaktionistischer oder ethno-methodologischer »Engführung« betrachten.⁴⁹ An diesen Forschungsansätzen wird von feministischen Wissenschaftlerinnen beklagt, dass Begriffe wie »Geschlechterkonstruktion« oder »Geschlechterinszenierung« nicht nur inflationär, sondern nichtssagend oder verwirrend eingesetzt werden. Hier stimme ich Rendtorff in ihrer Kritik zu: Sie spießt dazu den Terminus des »doing gender« auf, worunter man die sich selbst konstituierende Betätigung der Geschlechtsrolle versteht: »Zum einen wird der Begriff gender von einigen Autorinnen so weit gefasst, dass man seine analytische Kraft anzweifeln muss – doch die Rede vom doing und undoing gender oder gender-bending macht ja nur Sinn, wenn die begriffliche Grundlage geklärt ist. Die Konzentration auf das ‚doing‘ fungiert dann, wenn auch sicherlich ungewollt, als Verdeckungsgeste, wenn das zu findende Begründungsmuster als scheinbar schlüssige, einfache Prämisse schon vorher definiert und der empirischen Beobachtung des Gegenstandes zugrunde gelegt wird, die damit letztlich zum Bestätigungsritual verkommt.«⁵⁰

Rendtorff kennzeichnet hier ein zirkuläres Forschungsverfahren, das zahlreichen empirischen Gender-Studien zugrunde liegt und dafür auch von Goffmann⁵¹ und Wetterer⁵² kritisiert wird. Die Studien zeichnen die beobachteten Geschlechtsrollen nach und bestätigen in ihrer Interpretation nur

ihr eigenes Gender-Vorverständnis. Manche dieser Studien räumen das auch noch selbst ein. So heißt es in einer empirischen Studie zu »Gender-Inszenierungen« im pädagogischen Alltag Jugendlicher: »So besehen balancierte die Studie zwischen den durch forschungskonzeptionelle Vorwegnahmen eingespurten, zielgerichteten Blickschneisen und der Eigendynamik des offenen ethnografischen Sehens – mit dem Ergebnis, dass es in dieser Studie zwar nicht immer und überall, aber dennoch um Geschlechterverhältnisse ... geht.«⁵³

Es stellt sich dann die Frage, weshalb diese Forschungsrituale lediglich Gender-Konstrukte bestätigen und nicht parallel andere Zuschreibungen und Einübungsprozesse wie *doing ethnicity*, *doing adult*, *doing student*⁵⁴ oder auch *doing race*, *doing punk* etc. Wenn es beispielsweise um Jugendfreizeitverhalten geht, um Fun und Selbstinszenierung, dann wird gespielt und inszeniert. Dann sind die Zusammenhänge zu den sozialstrukturellen Zwangsvorgaben zumindest gelockert, wenn nicht gar selbst Gegenstand der fantasievollen Inszenierungen von Jugendlichen. Als Beleg dafür, dass die realen Geschlechtsrollen beliebig wandelbare Konstrukte seien, taugen solche »Beobachtungen« wenig. Dennoch lassen sich Zusammenhänge von Verhaltensmustern und Selbstverständnis mit gesellschaftlichen Meso- oder Makrostrukturen auch im Freizeitverhalten nachweisen.⁵⁵ Um dies zu leisten, muss man aber eben *beide* Dimensionen in die Betrachtung einbeziehen.

Der aktuelle Konstruktivismus in den Gender-Theorien geht dagegen zunehmend von einer nahezu schrankenlosen »Wahlfreiheit des Einzelnen« aus, wie Hagemann-White kritisch feststellt.⁵⁶ Gesellschaftlich-strukturelle Voraussetzungen, Bedingungen und Barrieren gelten wenig. Fasziniert wird von exotischen Konstrukten des Geschlechtlichen berichtet. Anstelle gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse stehen sprachphilosophische Konstruktionen, die zur Verfestigung von geschlechtlicher Realität führen

sollen. So bedeutet »Gender-speaking« als »Gender-doing«⁵⁷, dass Frauen ihre Geschlechtsrollen in der verbalen Interaktion konstruieren und dann ausleben würden. Wenn es so wäre, brauchten sie ja nur ein wenig anders über sich zu reden und schon wären ihre Lebensverhältnisse andere.

Inge Stephan schlägt mittlerweile eine kulturwissenschaftliche Neuorientierung der Gender Studies vor. Darüber lässt sich dann aus »performativitätstheoretischer Perspektive« diskutieren. So führt das Periodikum »*Querelles*« – Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 2008 »mit dem Begriff der Iteration einen methodischen Ansatz des poststrukturalistischen Feminismus, der wichtig für den performative turn der Genderstudies war, in die deutsche gedächtnistheoretische Debatte ein. Zwar begreift auch die Gedächtnisforschung Erinnerung meist konstruktivistisch und manchmal sogar performativ, sie wird aber dem Potenzial dieses Ansatzes bisher nur bedingt gerecht. Dabei, so die Überzeugung der Beitragenden, gestattet es insbesondere das Konzept der Iteration, der ‚verändernden Wiederholungen‘, die Interdependenzen von Gedächtnis und Geschlecht und das aus ihnen erwachsende Spannungsfeld auszuloten.«⁵⁸ An dieser Dokumentation des »performative turn« und der Gedächtnisforschung lässt sich ermesen, wie tief die poststrukturalistischen Genderstudies bereits im innerkulturwissenschaftlichen Diskurs platziert sind und wie weitgehend sie dessen Problemsicht übernommen haben.

Von der Klassenlage der Frauen, ihren Herkunftsmilieus, den systemdienlichen Funktionen ihrer weiblichen Lebensentwürfe für die bürgerliche Gesellschaft und ihre Ökonomie ist in diesem Mainstream nicht mehr die Rede. In ihrer davon unberührten und unbeschwerten »performativitätstheoretischen Perspektive« transportieren die poststrukturalistischen Ansätze im Ergebnis die weibliche Fassung der konservativen und alt- wie neuliberalen Maxime: »Jede ist ihres Glückes Schmiedin.« Doing gender wird zu einem emanzipierten Konstruktions-

akt, emanzipiert von class und race, von allen fortbestehenden gesellschaftlichen Voraussetzungen und Schranken der fortbestehenden sozial-geschlechtlichen Typisierung. Oder wie Seyla Benhabib es 1993 bissig als Kritik an dem mainstreamigen »Frauen-Wir« formulierte, indem sie »das Subjekt des Feminismus« polemisch als weiße, wohlhabende, heterosexuelle Frau der Mittelklasse in der Ersten Welt outete. Wo soll da eigentlich noch ein Problem liegen?

ANMERKUNGEN

- 1 Nave-Herz 1997, S. 13 ff.
- 2 Clara Zetkin 1983.
- 3 Derichs-Kunstmann 2001, S. 37.
- 4 Krüll 1990.
- 5 Faulstich-Wieland 2003, S. 48 ff.
- 6 Ebenda 2003, S. 97 f.
- 7 Hark 2001, S. 98 ff.
- 8 Von Braun, Stephan 2006.
- 9 Faulstich-Wieland 2003, Anhang 2.
- 10 Von Braun, Stephan 2006, S. 3.
- 11 Hark 2001, S. 10.
- 12 Gieseke 2000, S. 335.
- 13 Rendtorff 2000, S. 58. Rendtorff bezieht sich in dem Kontext auf Jacques Derrida, der als Vertreter der »Philosophie der Differenz« gilt. Derridas »Dekonstruktion« lässt sich als eine kritische Haltung gegenüber jeglichen bestehenden Beschreibungen verstehen. Seine Grundannahme ist die: »Bei einem klassischen philosophischen Gegensatz hat man es nicht mit der friedlichen Koexistenz eines Vis-à-Vis, sondern mit einer gewaltsamen Hierarchie zu tun ... Einer der beiden Ausdrücke beherrscht ... den anderen, steht über ihm. Eine Dekonstruktion des Gegensatzes besteht zunächst darin, im gegebenen Augenblick die Hierarchie umzustürzen« (Derrida, zit. nach Culler 1988, S. 95) Auch wenn es Derrida im Ergebnis um Dekonstruktion geht, behauptet auch er ohne plausible Begründung, dass jeder begriffliche Gegensatz ein mit Gewalt ausgestattetes Rangverhältnis des einen Begriffes über den anderen beinhalte. Auch hier bleibt die Frage offen, inwiefern über- oder unterlegen zu sein Eigenschaften von Begriffen sein sollen und weshalb in einem Gegensatzpaar ein Begriff »stärker« sein soll als ein anderer und welcher von beiden.
- 14 Carol Hagemann-White 1984; 1988, S. 230.
- 15 Judith Butler 1990, der deutsche Titel lautet: »Das Unbehagen der Geschlechter« 1991.
- 16 Netzwerk 2004, S. 137 ff.
- 17 Casale, Larcher 2004.
- 18 Glaser, Keika, Prengel 2004.
- 19 Connell 2002.
- 20 Lenz 2002, S. 63.
- 21 Faulstich-Wieland 2003, S. 104.
- 22 Geiger 1993, S. 149.
- 23 Stephan 2006, S. 84.
- 24 Wetterer 2002.
- 25 Faulstich-Wieland 2003, S. 112.
- 26 Merton 1968; Heitmeyer 1997, S. 13.

- 27 Nüberlin 2002.
 28 Faulstich-Wieland 2003, S. 105.
 29 Ebenda 2003, S. 117 ff.
 30 Wetterer 2002, S. 18 ff.
 31 Hagemann-White 2004.
 32 Tillmann 2007, S. 11 ff.
 33 Hurrelmann 2006, S. 63 ff.
 34 Bourdieu 1997.
 35 Goffmann 1994.
 36 Goffmann 1994.
 37 Wetterer 2002.
 38 Schaffner 2005, S. 165.
 39 Hirschauer 1994.
 40 Raithele 2005.
 41 Bourdieu 1997, S. 98.
 42 Connell 2006.
 43 Rose, Schmauch 2005.
 44 PISA 2000, 2003; Nationaler Bildungsbericht BMBF 2008.
 45 Holstein, Matzner 2007; Waidhofer 2007, »Neue Wege für Jungs«.
 46 Thürmer-Rohr 2004, S. 85 f.
 47 Rendtorff 2005, S. 21.
 48 Ebenda 2005, S. 23.
 49 Wetterer 2002, S. 9, S. 20 ff.
 50 Rendtorff 2005, S. 289.
 51 Goffmann 1994, S. 112.
 52 Wetterer 2002, S. 19.
 53 Rose, Schulz 2007, S. 12.
 54 Rendtorff 2005, S. 28.
 55 Nüberlin 2002, S. 229 ff.
 56 Hagemann-White 2004, S. 152.
 57 Casale, Larcher 2004.
 58 Schwarz, Müller 2008, S. 11.

LITERATUR

- Benhabib, S.; Butler, J.; Cornell, D.; Fraser, N. (1993): *Der Streit um Differenz, Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt am Main.
- Bourdieu, P. (1997): *Die männliche Herrschaft*. In: Dölling, I.; Kraus, B. (Hg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis*. Frankfurt am Main, S. 153–217.
- Braun, C. von; Stephan, I. (Hg.) (2006): *Gender Studies. Eine Einführung*. 2. Auflage, Stuttgart, Weimar.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung BMBF (Hg.) (2008): *Bildungsbericht 2008 – Bildung in Deutschland 2008. Ein indikatoren-gestützter Bericht mit einer Analyse zu Übergängen im Anschluss an den Sekundarbereich I*. Bielefeld.
- Butler, J. 1991: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Gender Studies. Frankfurt am Main.
- Casale, R.; Larcher, S. (2004): *Das Geschlecht als semiotischer Unterschied – Zeichentheorie als Grundlage der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*. In: Glaser, E.; Keika, D.; Preugel, A. (Hg.): *Handbuch Gender- und Erziehungswissenschaft*. Bad Heilbrunn, S. 58–75.
- Connell, R. W. (2006): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit*. 3. Auflage, Opladen.
- Connell, R. W. (2002): *The globalization of gender relations and the struggle for gender democracy*. In: Breitenbach, E.; Bürmann, I.; Liebsch, K.; Mansfeld, C.; Micus-Loos, C. (Hg.): *Geschlechterforschung als Kritik*. Bielefeld, S. 87–98.
- Culler, J. (1988): *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*. Reinbek.
- Derichs-Kunsmann, K. (2001): *Zum Verhältnis von Frauenbildungsarbeit und Frauenbewegung*. In: Gieseke, W. (Hg.): *Handbuch zur Frauenbildung*. Opladen, S. 35–45.
- Faulstich-Wieland, H. (2003): *Einführung in Genderstudien*. Opladen.
- Geiger, G. (1993): *Postmoderner Feminismus: Über die blinden Flecke der Theoriebildung und Alltagshandeln*. In: *Zeitschrift für Frauenforschung*. Heft 1 und 2, S. 133–160.
- Gieseke, W. (2006): *Erziehungswissenschaft*. In: von Braun, C.; Stephan, I. (Hg.): *Gender Studies. Eine Einführung*. Stuttgart, Weimar, S. 328–343.
- Gildemeister, R. (2004): *Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung*. In: Becker, R.; Kortendiek, B. (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden, S. 132–140.
- Glaser, E.; Keika, D.; Preugel, A. (Hg.) (2004): *Handbuch Gender- und Erziehungswissenschaft*. Bad Heilbrunn.
- Goffmann, E. (1994): *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt am Main.
- Hagemann-White, C. (1984): *Thesen zur kulturellen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit*. In: Schaeffer-Hegel, B. (Hg.): *Mythos Frau. Projektionen und Inszenierungen im Patriarchat*. Berlin.
- Hagemann-White, C. (1988): *Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren*. In: Hagemann-White, C.; Rerrich, M. (Hg.): *FrauenMänner-Bilder: Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion*. Bielefeld, S. 224–235.
- Hagemann-White, C. (2004): *Sozialisation – ein veraltetes Konzept in der Frauen- und Geschlechterforschung?* In: Glaser, E.; Keika, D.; Preugel, A. (Hg.): *Handbuch Gender- und Erziehungswissenschaft*. Bad Heilbrunn, S. 146–156.
- Hark, S. (2001): *Dis/Kontinuitäten. Feministische Theorie*. Opladen.
- Heitmeyer, W. (Hg.) (1997): *Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft*. Band 1. Frankfurt am Main.
- Hirschauer, S. (1993): *Dekonstruktion und Konstruktion. Plädoyer zur Erforschung des Bekannten*. In: *Feministische Studien*. Heft 2.
- Hollstein, W.; Matzner, M. (Hg.) (2007): *Soziale Arbeit mit Jungen und Männern*. München, Basel.
- Hurrelmann, K. (2006): *Einführung in die Sozialisationstheorie*. 9. Auflage, Weinheim, Basel.
- Krüll, M. (Hg.) (1990): *Wege aus der männlichen Wissenschaft. Perspektiven feministischer Erkenntnistheorie*. Pfaffenweiler.
- Merton, R. K. (1968): *Sozialstruktur und Anomie*. In: Sack, F.; König, R. (Hg.): *Kriminalsoziologie*. Frankfurt am Main, S. 282–313.
- Micus-Loos, C. (2004): *Gleichheit-Differenz-Konstruktion-Dekonstruktion*. In: Glaser, E.; Keika, D.; Preugel, A. (Hg.): *Handbuch Gender- und Erziehungswissenschaft*. Bad Heilbrunn, S. 112–126.
- Müller, S. L.; Schwarz, A. (2008): *Einleitung: Iterationen. Geschlecht im kulturellen Gedächtnis*. In: Müller, S. L.; Schwarz, A. (Hrsg.): *Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 2008. Iterationen: Geschlecht im kulturellen Gedächtnis*. Göttingen, S. 7–28.
- Nave-Herz, R. (1997): *Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland*. 5. Auflage, Bonn.
- Netzwerk Gender Training (2004): *Geschlechterverhältnisse bewegen. Erfahrungen mit Gender Training*. Königstein im Taunus.
- Nüberlin, G. (2002): *Selbstkonzepte Jugendlicher und schulische Notenkonkurrenz. Zur Entstehung von Selbstbildern Jugendlicher als kreative Anpassungsreaktionen auf schulische Anomien*. Herbolzheim.
- Reithel, J. (2005): *Die Stilisierung des Geschlechts. Jugendliche Lebensstile, Risikoverhalten und die Konstruktion von Geschlechtlichkeit*. Weinheim, München.
- Rendtorff, B. (2000): *Geschlecht und Subjekt*. In: Lemmermöhle, D.; Fischer, D.; Klika, D.; Schlüter, A. (Hg.): *Lesarten des Geschlechts. Zur De-/Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*. Opladen, S. 45–60.
- Rendtorff, B. (2005): *Strukturprobleme der Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*. In: Casale, R.; Rendtorff, B.; Andresen, S.; Moser, V.; Preugel, A. (Hg.): *Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Geschlechterforschung in der Kritik*. Opladen, Bloomfield Hills.
- Rose, L.; Schmauch, U. (Hg.) (2005): *Jungen – die neuen Verlierer? Auf den Spuren eines öffentlichen Stimmungswechsels*. Königstein im Taunus.
- Rose, L.; Schulz, M. (2007): *Gender-Inszenierungen. Jugendliche im pädagogischen Alltag*. Königstein im Taunus.
- Schaffer, H. I. (2005): *Gender Mainstreaming als politische Strategie – Konzepte, Argumente und ein Praxisbeispiel*. In: *Erwachsenenbildung*. Heft 4, S. 163–167.
- Stephan, I. (2006): *Gender, Geschlecht und Theorie*. In: von Braun, C.; Stephan, I. (Hg.): *Gender Studies. Eine Einführung*. 2. Auflage, Stuttgart, Weimar, S. 52–90.
- Stephan, I.; von Braun, C. (2006): *Einleitung*. In: von Braun, C.; Stephan, I. (Hg.): *Gender Studies. Eine Einführung*. 2. Auflage, Stuttgart, Weimar, S. 3–9.
- Thürmer-Rohr, C. (2004): *Mittäterschaft von Frauen: Die Komplizenschaft mit der Unterdrückung*. In: Becker, R.; Kortendiek, B. (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden, S. 85–90.
- Tillmann, K.-J. (2007): *Sozialisationstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung*. 15. Auflage, Reinbek.
- Weidhofer, E. (2007): *Entwicklung von Beziehungsfähigkeit*. In: Hollstein, W.; Matzner, M. (Hrsg.): *Soziale Arbeit mit Jungen und Männern*. München, Basel, S. 271–278.
- Wetterer, A. (2002): *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. »Gender at Work« in theoretischer und historischer Perspektive*. Konstanz.
- Zetkin, C. (1983): *Revolutionäre Bildungspolitik und marxistische Pädagogik*. Ausgewählte Reden und Schriften. Berlin.

Internet-Quelle: www.neue-wege-fuer-jungs.de
 vom 08.07.2008